

Johannes Theiß: Die Illusion der wahren Identität

Ein Selbst zu haben ist in unsere Gesellschaft gar nicht so leicht. Es muss gehegt und gepflegt werden. Es muss mit zuträglicher Kost versorgt werden, vor den ständigen Gefahren des Alltags und noch viel mehr vor den drohenden Katastrophen des Besonderen geschützt werden und bei alledem benötigt es kontinuierlich ein ausreichendes Maß an Aufmerksamkeit und Zuneigung.

Insbesondere dann, wenn man andere trifft, die ein sehr ausdrückliches Selbst mit sich führen und gerne auch seine Anwesenheit durch verschiedene Demonstrationen unter Beweis stellen, kann der Umgang mit dem eigenen Selbst schnell zu einer Herausforderung werden. Jeder, der mit seinem Selbst schon in einer solchen Situation war, kennt die sich stellenden Fragen: Wird sich mein Selbst mit dem anderen vertragen, wird es sich gegenüber dem anderen Selbst behaupten können, wird es zeigen können, dass es ein ordentliches Selbst ist, oder muss ich mich gar für mein Selbst entschuldigen? Vermeintlich zeigt sich gerade in solchen Situationen, ob die Pflege und Versorgung des Selbst ausreichend war und an welchen Stellen noch nachgebessert werden muss.

Es scheint, dass es insbesondere in den letzten Jahrzehnten zu einer richtigen Modeerscheinung geworden ist, ein Selbst zu besitzen und dies auch öffentlich zu präsentieren. Erscheint man ohne ein solches zu gesellschaftlichen Anlässen, führt dies häufig dazu, dass man nicht wahrgenommen, ja sogar ausgeschlossen wird. Man kann schon sagen, dass man geradezu gezwungen ist, immer ein Selbst dabei zu haben, immer in der Bereitschaft sein muss, eine passende Präsentation von eben diesem bieten zu können.

Dabei ist der Besitz eines Selbst durchaus keine neue Erscheinung, vielmehr lässt sich eine lange Geschichte des Selbsts nachverfolgen, wenn auch der Umgang mit diesem zumindest nun gerne nicht mehr nur als modern, sondern sogar als postmodern bezeichnet wird.

Verschiedene Ansätze

In der Moderne haben wir gelernt, dass grundsätzlich die Wissenschaft zu allen Lebensfragen zu befragen sei. Und so hat eben diese auch schon einige Erkenntnisse zu dem Umgang mit dem Selbst gebildet. Die Sozialwissenschaften haben dort einige interessante Ansätze entwickelt, insbesondere indem sie den Begriff der Identität dem Selbst übergestülpt haben.

Zunächst wurde versucht durch den Begriff der Identität dem Selbst zu mehr Klarheit zu verhelfen. Unter anderen hat Erik H. Erikson eine Theorie der Identität entwickelt, indem er sich das Aufwachsen von Personen innerhalb der Kleinfamilie in der nordamerikanischen Mittelschicht in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anschaute. Er beschrieb Identität als ein Gefühl von sich selbst, das die Person wahrnimmt, auch im Verhalten von anderen ihr gegenüber. Dieses Gefühl der eigenen Identität bilde sich vor allem durch biographische Erfahrungen, in denen sich das individuelle Beziehungserleben zu den bedeutsamen Personen der eigenen Entwicklung abbildet. Identität ist also aus dieser Perspektive in erster Linie ein biographischer Prozess, durch den die jeweilige Identität bestimmt wird. Eine Gefahr besteht darin, dass eben dieses Gefühl von der eigenen Identität mit einem Gefühl von Diffusion verbunden ist, das Gefühl, eben keine klar bestimmbare Identität zu haben.

Wie gesagt, besteht für Erikson Identität nicht allein in der Wahrnehmung von sich selbst, sondern diese Wahrnehmung muss im Einklang mit dem stehen, von dem man meint, dass andere die eigene Identität wahrnehmen.

Hier kann auf einen anderen großen Theoretiker des gleichen Jahrhunderts verwiesen werden: G. H. Mead. Mead beschreibt Identität als einen Lernprozess, in dem ständig das eigene Handeln und damit die eigene Rolle durch den Blick des Gegenübers reflektiert wird. Identität entsteht nur dadurch, dass das eigene Selbst durch die Augen des anderen betrachtet wird. Durch die Rollenübernahme wird gleichsam die eigene Rolle definiert. Die eigene Identität ist also eine erlernte Rolle. Gleichzeitig sah Mead jedoch auch, dass neben der

Rollenübernahme, die ja zwangsläufig zu einer gesellschaftlichen Gleichschaltung der Individuen führen würde, ein individueller Persönlichkeitskern vorhanden sein müsse, der das Lernen der eigenen Identität mittels Rollenübernahme an die individuellen Bedürfnisse und Wesensart des Einzelnen anpasse.

Diesen Persönlichkeitskern fokussierte Carl Rogers, als er die klientenzentrierte Gesprächstherapie entwickelte. Hierfür beschrieb er ein humanistisches Menschenbild, in dessen Zentrum das möglichst ungehinderte Wachstum der Persönlichkeit steht. Das, was den Menschen und seine Identität ausmacht, ist demnach schon zu Beginn in ihn hineingelegt und hat den natürlichen Drang sich zu entfalten. Im Idealfall bietet die Umwelt alles, was dieses Wachstum benötigt, und die Persönlichkeit kann sich ungestört entwickeln. Durch ungünstige Umweltbedingungen entstehen Verwachsungen, so genannte Inkongruenzen. Man könnte auch sagen, die Identität ist nicht mehr mit sich identisch. Solche Inkongruenzen entstehen durch eine Verzerrung der Eigen- und Fremdwahrnehmung, ausgelöst durch konflikthafte Eigen- und Fremdansprüche. Das innere eigene Bild kann nicht mit dem kommunizierten Bildern der sozialen Umgebung in Übereinstimmung gebracht werden, da man meint, man solle anders sein als man selbst ist.

Für Rogers besteht das Ziel darin, die innere und äußere Kongruenz herzustellen, also eine Übereinstimmung zwischen der eigenen Selbst- und der Fremdwahrnehmung. Für ihn ist dies ein Prozess, der sich über die gesamte Lebensspanne hinzieht und niemals abgeschlossen ist.

Erving Goffman würde Rogers wohl nur in dem Punkt zustimmen, dass Identität ein lebenslanger Prozess ist. Er nennt diesen Prozess jedoch „Theater“ und stellt damit den Selbstverwirklichungsgedanken von Rogers radikal in Frage. Identität ist nur ein Schauspiel, ein Spielen von verschiedensten Rollen auf den Bühnen des Lebens, so Goffman. Je nach Situation wird uns eine bestimmte Rolle zugeordnet, die wir dann zu spielen haben. Tun wir dies nicht bzw. nur mangelhaft, erfolgt eine gesellschaftliche Sanktion, im schlimmsten Fall der Ausschluss. Dabei sind wir Darsteller, aber zu einem gewissen Teil auch Regisseur zugleich. Denn indem wir unsere Rolle auf eine bestimmte Art spielen, weisen wir anderen auch bestimmte Rollen zu oder geben ihnen eine begrenzte Auswahl an Darstellungsmöglichkeiten vor, da ihre Darstellung zu den Vorgaben passen muss, die durch unsere eigene Darstellung gegeben wurden. Eine immanente Schwierigkeit der Darstellung liegt in dem, was Goffman als Stigma beschreibt. Stigmata sind all diese uns anhaftenden Eigenschaften, die die Darstellung der üblichen zu erwartenden Rollen unangenehm stören. Dies können z. B. Behinderungen, Abweichungen vom Schönheitsideal oder auch Armut und Arbeitslosigkeit sein. Der Träger eines Stigma muss verdeckend oder offensiv mit dem Stigma umgehen, während gleichzeitig jedoch auch die anderen Mitdarsteller dies in ihrer Darstellung verdeckend oder offensiv berücksichtigen. Identität wird damit auch zu einer Art Stigma-Management innerhalb der sozialen Bühnen unseres Alltags.

Insbesondere bei Erikson wird sich eine bestimmte Identität im Laufe der ersten Lebensphase angeeignet und bleibt dann eher stabil mit nur noch geringeren Anpassungen. Dagegen stellen Rogers und Goffman jedoch viel mehr einen Prozess ständiger Identitätsbildung dar, der über die gesamte Lebensspanne keinen Abschluss findet. Bei dem einen wird jedoch davon ausgegangen, dass es eine klare Bewegung zu so etwas wie einer „wahren Identität“ gibt, während der andere diesen Gedanken völlig verwirft und eine ständig wechselnde Darstellung von Identitäten im sozialen Kontext konstatiert, ohne dass hierfür wichtig ist, ob der Hauptmann in seinem Persönlichkeitskern tatsächlich ein Hauptmann ist, Hauptsache er spielt den Hauptmann glaubwürdig.

Veränderungen in der Postmoderne

Allen diesen dargestellten Theorien ist jedoch gemeinsam, dass Identität immer auf den Anderen, die soziale Umgebung, zurückgeworfen ist. Eine Identität ohne die anderen, ohne das Gegenüber, ist bei keinem zu denken. Das ist ein Gedanke, der sich auch bei Martin Buber im Ich und Du wiederfindet. Ein Ich kann erst durch ein Du entstehen. Diesen Gedanken

bestätigt auch Heiner Keupp in seiner Studie zu Identitätskonstruktionen in der Spätmoderne. Er beschreibt Identität als Passungsarbeit zwischen Innerem und Äußerem, als einen ständigen Konstruktionsprozess, in dem Identität durch Erzählungen hergestellt wird. Diese Erzählungen müssen vor sich selbst, aber vor allem auch vor den Anderen glaubhaft vorgetragen werden. Die Anderen werden somit zum äußeren, aber auch verinnerlichtem kritischen Publikum, das den Prozess der Identitätsbildung begleitet, aber auch erst durch seine Teilnahme an der Identitätserzählung ermöglicht.

Hinter diesem Gedanken, Identität als narrative Konstruktion zu beschreiben, steht die mit der Postmoderne populär gewordene Kritik an einer dogmatischen Verwendung von Wissenschaft und Moral. Der Absolutheitsanspruch beider wurde mittels verschiedener Theorien in Frage gestellt, womit gleichzeitig zu einer alles durchdringenden Dekonstruktion aufgerufen wurde. Dies war freilich nicht losgelöst von der gesellschaftlichen Bewegung zu mehr Globalisierung, Pluralisierung und Individualisierung. Weder Moral noch Wissenschaft sollte dem Menschen sagen können, wie er zu sein habe. Zu klar wurde die Gefahr gesehen, die in der Macht derjenigen liegt, die den oben genannten Absolutheitsanspruch als Vertreter von Wissenschaft und/oder Moral für sich geltend machen. Die Unterdrückung derjenigen, die die Rolle als Andersartige, als Abweichende, als „Nicht-Richtige“ zugewiesen bekamen, wurde als Strategie der Machterhaltung entlarvt und damit einhergehend der Kampf gegen diese Machtstrukturen proklamiert.

Gewiss könnte die Geschichte auch andersherum erzählt werden, nämlich das besagte gesellschaftliche Veränderungen zu besagter Theoriebildung und -kritik führten, dass also die gesellschaftlichen Veränderungen, vor allem die Pluralisierung und Individualisierung und der damit einhergehende Verlust von verlässlichen Werten und Strukturen, zu einem Umdenken in der Theoriebildung geführt haben. Letztlich kann die Interdependenz von Theoriebildung und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht aufgelöst werden.

Auf dem Hintergrund dieser Veränderungen wurde insbesondere Eriksons Theorie kritisiert, da diese den Identitätswurf der nordamerikanischen Mittelschicht als Norm beschreibe und Abweichungen von dieser als krankhaft verurteile. Zudem wurde seinem Konzept vorgeworfen, es beschreibe Identität als zu statisch und unveränderbar. Identität in der Postmoderne zeichne sich gerade dadurch aus, dass sie ständigen Veränderungen unterworfen sei und eben keine kontinuierlich gleichbleibende Erfahrung sei. Identität in der Postmoderne müsse dementsprechend ausreichend diffus sein, um bestehen zu können. Keupp nutzt das Bild einer Patchwork-Identität, um die Ansprüche an die Identität in der Postmoderne zu verdeutlichen. Identität muss sich gleichsam wie ein Flickenteppich aus verschiedenen Teilen zusammensetzen und bereit dafür sein, immer neue Teile aufzunehmen. So sei der Mensch in der Postmoderne mit einer Vielzahl von verschiedenen Rollen und Identitätsmustern konfrontiert, deren Erfüllung auch durchaus mit Widersprüchlichkeiten verbunden sei. Verschiedene und wechselnde Kontexte innerhalb von Arbeit, Familie und Freizeitgestaltung sowie die damit einhergehenden fluiden sozialen Bezüge verlangten von uns einen flexiblen Umgang mit und die Gestaltung von Identität. Die genannten Lebensbereiche seien ständigen Veränderungen unterworfen, weshalb auch die eigene Identität einem immerwährenden Überarbeitungsprozess unterliegen müsse. Identität muss also immer wieder neu, immer wieder anders erzählt werden. Gleichzeitig dürfen diese Erzählungen bei aller Widersprüchlichkeit nicht unglaubwürdig werden. Die einzelnen Flecken des Teppichs müssen sinnvoll verbunden werden. Keupp sieht hier einen ständigen Prozess, den er Identitätsarbeit nennt. Neben der ständigen Anpassung an die jeweilige Situation wird durch diese Identitätsarbeit ein Gefühl von Kohärenz sowie eine Kernnarration erzeugt. Das Gefühl von Kohärenz beschreibt das Gefühl eines zusammenhängenden Ganzen, während die Kernnarration eher der rote Faden ist, der die einzelnen Teile zusammenhält.

Die große Herausforderung für die Identität in der Postmoderne beschreibt Keupp darin, dass von den Einzelnen eine selbstgestaltete Identitätsnarration erwartet wird. So sei der gesellschaftliche Druck, bestimmte Identitätskonventionen zu erfüllen, nun dem Druck

gewichen, eine einzigartige und besondere Identität vorweisen zu können. Unsere Identität wurde also von den herrschenden Zwangsvorgaben befreit, jedoch in eine Ungewissheit geworfen, in der einzig der Anspruch geblieben ist, irgendwie sein zu müssen. Identität muss nun selber entworfen und dem anderen als etwas Eigenständiges vorgeführt werden. Als entscheidendes Maß über den Erfolg dieser Vorführung kann Anerkennung als das Gütekriterium gesehen werden. Findet meine Identitätserzählung Zuhörer, findet sie den Willen verstanden zu werden oder trifft sie auf ablehnende Ohren, die einer solchen Erzählung nicht folgen wollen oder sie schlicht zu langweilig finden? Wird die Identitätserzählung als gut erkannt oder wird sie als mangelhaft aberkannt?

Die Herausforderung besteht dabei darin, in einem ausreichendem Maß so zu sein wie die Anderen, um verstanden werden zu können und damit Ablehnung vorzubeugen. Gleichzeitig jedoch muss man sich als etwas Besonderes und Einzigartiges von diesen Anderen ausreichend unterschieden darstellen, um eine interessante Narration gestalten zu können und damit seine eigene einzigartige Identität unter Beweis zu stellen. Identitätsarbeit ist demnach elementar mit der Suche nach Anerkennung verbunden. Wurde diese Anerkennung früher durch eine gesellschaftlich zugewiesene Rolle zugesichert, wird sie in der Postmoderne zu einem prekären Gut. Nun muss jeder selbst für die Anerkennung der eigenen Identität Sorge tragen.

Das ist ein anspruchsvoller Prozess, der nach Alain Ehrenberg zu einer großen Anzahl an Menschen in unsere Gesellschaft führe, die an einem erschöpften Selbst leiden, was in der klinischen Psychiatrie häufig als Depression diagnostiziert werde. Nach Ehrenberg ist Depression die neue Volkskrankheit und stellt damit ein Spiegelbild unserer Gesellschaft dar, in der die Anforderung an die eigene Identität zu einer immanenten Überforderung führen könne.

Auch Søren Kierkegaard stellt in seinem Buch „Die Krankheit zum Tode“ eine Verbindung zwischen dem Begriff des Selbsts und dem der Krankheit her. Er analysiert jedoch weniger gesellschaftliche Prozesse, sondern stellt vielmehr die Erkrankung des Selbst aus einer existenzialistischen Perspektive dar. Er beschreibt in dem genannten Buch zwei Formen der Verzweiflung. Die eine Form der Verzweiflung ist, verzweifelt man selbst sein zu wollen, die andere, verzweifelt nicht man selbst sein zu wollen.

Die eine Form der Verzweiflung beschreibt Menschen, die versuchen, immer mehr zu sich selbst zu werden, und merken, dass, je mehr sie sie selbst werden, sie sich immer bewusster werden, dass sie nicht sie selbst sind. Die andere Form der Verzweiflung beschreibt Menschen, die versuchen immer mehr anders zu sein, doch je mehr sie es versuchen, desto mehr wird ihnen bewusst, dass sie doch sie selbst sind. Beide Formen der Verzweiflung können in einem dialektischen Verhältnis gesehen werden.

Nach Kierkegaard leiden alle Menschen an dieser Krankheit der Verzweiflung und die einzige Möglichkeit der Heilung bestehe im Glauben an den, der das Selbst gesetzt hat. Kierkegaard betrachtet also das Problem der Identitätsarbeit in erster Linie aus einer geistlichen Perspektive, doch lässt sich sein dialektischer Blick auf das Selbst auch auf die Problematik der Identitätsarbeit in der Postmoderne anwenden. Eben im Kontakt mit den anderen versuchen wir, wir selbst zu sein. Wir versuchen unsere ganz eigene Identität zu präsentieren, los gelöst von den Anderen. Gleichzeitig versuchen wir jedoch auch eben den Anderen gleich zu sein, die Erzählung der eigenen Identität denen der Anderen anzupassen, um verstanden und anerkannt zu werden. Wir versuchen damit eben gerade nicht, wir selbst zu sein, sondern so zu sein wie die anderen; so zu sein, wie wir meinen, dass die anderen uns gerne sehen möchten. Und diese Versuche gestalten sich dann mehr oder weniger verzweifelt.

Die geistliche Perspektive von Kierkegaard eröffnet jedoch die Thematik der eigenen Identität von einem gänzlich anderen Standpunkt. Der Ansatz, dass unser Selbst ein von Gott geschaffenes ist, lässt die Problematik der Identität insbesondere unter zwei Aspekten bedenkenswert erscheinen.

1. Wenn der Einzelne ein erschaffenes Selbst ist, so liegt der Gedanke nahe, dass er damit auch ein bestimmtes Selbst ist und eigentlich eben nicht von den oben beschriebenen sozialen Interdependenzen bestimmt wird. Die Identität eines geschaffenen Selbsts muss, so gedacht, unabhängig von der sozialen Gemeinschaft sein und allein durch den Schöpfer bestimmt werden.
2. Wenn über diesen Schöpfer gesagt wird, er sei der Weg und die Wahrheit und das Leben, man solle ihm mehr gehorchen als den Menschen und er habe alle unsere Tage schon in ein Buch geschrieben, dann erfolgt daraus nicht nur, dass wir ein von außen bestimmtes Selbst sind, sondern auch, dass dieses Selbst auf eine bestimmte Weise sein soll. Alltägliche Identitätsarbeit wäre damit nicht mehr eine freie und nur von sozialen Bezügen abhängige narrative Konstruktionsleistung, sondern müsste versuchen das göttlich vorgegebene Ideal zu erreichen. Alle Wege der Selbst- oder Fremddefinition, die diesem Ideal widersprechen, müssen daher scheitern.

Die postmoderne Misere der Identitätsarbeit wäre so gesehen nichts anderes als die selbstverschuldete Verunsicherung, ausgelöst durch die Dekonstruktion der haltgebenden christlichen Normen und Werte. Eine Überwindung dieser Verunsicherung könnte, so gesehen, nur durch das Festhalten an eben diesen Normen und Werten geschehen. Die postmodernen Dekonstruktionsbemühungen wären damit nur ein verfehelter Paradigmenwechsel, der allein durch eine Rückkehr in den sicheren Hafen der Moderne wieder in Ordnung gebracht werden könnte. Die Wirklichkeit wäre dann endlich wieder durch Wahrheit bestimmt und Vorstellungen von Kontingenz würden nicht mehr den Blick auf Richtig und Falsch verunsichern.

Doch ist es tatsächlich so einfach? Ist es tatsächlich so, dass, wenn der Einzelne verunsichert ist, wer er sein soll, ein Blick in die Bibel reicht und er weiß, wer er ist? Ist es tatsächlich so, dass der regelmäßige Gottesdienstbesuch vermitteln kann, ob die gewählte Identität richtig oder falsch ist?

Betrachtet man die Vielzahl von verschiedenen Auslegungstraditionen der Bibel, die im Laufe der Kirchengeschichte entstanden und am Entstehen sind, scheinen zumindest verschiedene Lesarten möglich zu sein. Die vielen unterschiedlichen Gemeindeformen legen den Gedanken nahe, dass es wohl unterschiedliche Wege gibt das geistliche Leben zu gestalten.

Würde man verschiedene Christen fragen, wie denn ein Christ seine Identität gestalten sollte, würde man vermutlich doch sehr unterschiedliche Antworten hören. Die Antworten würden, je nachdem wen man fragt, abhängig sein von den unterschiedlichen biographischen Erfahrungen, von den unterschiedlichen Rollenvorbildern, von dem jeweils eigenen Blick auf sich selbst und natürlich in welchem Kontext (auf welcher Bühne des Lebens) gefragt wird. Es würde eine Erzählung gestaltet, die versucht glaubhaft vor sich selbst und dem anderen zu sein. Diese Erzählung würde verstanden werden wollen, würde versuchen sich selbst zu verdeutlichen und dabei nach Anerkennung und Zustimmung streben. Das ist das, was Keupp als Identitätsarbeit beschreibt.

Doch dies würde bedeuteten, dass tatsächlich unsere Leitlinien für eine christliche Identität auch Erzählungen sind, eigene Konstruktionen, um die Welt zu erfassen. Sicherlich haben diese Erzählungen einen wahren Kern, doch können wir tatsächlich sagen, wo der wahre Kern beginnt und unsere eigene Erzählung endet? Identität bleibt damit in dem Spannungsfeld von Bestimmtheit und Unbestimmtheit, von Autonomie und Abhängigkeit. Identität ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst und darin auch zu den anderen verhält. Diese Verhältnisse sehnen sich danach anerkannt und gesehen zu werden. Vielleicht ist es genau das, wie Gott den Menschen angelegt hat. Vielleicht ist es genau das, was er an den Menschen liebt. Vielleicht ist es genau das, weswegen er das höchste Gebot die Liebe nannte. Vielleicht ist es genau das, weswegen er selbst Mensch geworden ist.

„Der Herr aber ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, ist Freiheit. Wir alle aber schauen mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn an und werden so verwandelt in dasselbe Bild von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, wie es vom Herrn, dem Geist, geschieht.“ (2. Korinther 3,17-18)

Literatur

- Buber, Martin 1995: Ich und Du. Reclam.
- Ehrenberg, Alain 2008: Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. 1973: Identität und Lebenszyklus. Suhrkamp.
- Goffman, Erving 2003: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Piper.
- Keupp, Heiner, Thomas Ahbe, Wolfgang Gmür, Renate Höfer, Beate Mitzscherlich, Wolfgang Kraus, Florian Sraus: Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Rowohlt.
- Kierkegaard, Sören 2002: Die Krankheit zum Tode. Europäische Verlagsanstalt.
- Rogers, Carl R. 1983: Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. Fischer.

Kate Tempest - Truth

...
*But what's true about you?
Is it the things that you claim to be true
Or is it deeper?
Lurking in places that you
Don't dare to journey to
Faced with a new
Way of seeing it
Are you type to accept
Or the type to clench fists and reject?
Whose truth even counts?
Is it the person who doubts
What a person proclaims they're about?
Whose version is perfect?
Is there a truth that exists
Outside of perception?
This is the question
It's true if you believe it
The world is the world
But it's all how you see it
One man's flash of lightning ripping through the air
Is another's passing glare, its hardly there
Two people
One thinks Two's deceitful
Two thinks One's plain evil
One loved Two so much it was like worship
Two thought One was perfect
One said to Two
'I'm awful, trust me
You're so pure that you should not touch me.'
Two said
'I don't care, I love you
I can't wait to know you.'*

*One said
'I'm scared, I will show you
The bad side that I don't like.'
Two said
'Be yourself and I will be myself
We don't need no one else
With their opinions
The past is gone, let's move on
Make present.'
Two said
'Ok, you're the best.'
Well, you know the rest
It all went sour
And now Two thinks One is mad for power
One thinks Two tried to devour
Everything that made One One
But Two thinks One got Two too wrong
So if there's one truth that lasts forever
Can two truths ever exist together?
If One loves Two but Two don't love
Whose truth is true and is truth enough?
It's true if you believe it
The world is the world
But it's all how you see it
One man's flash of lightning ripping through the air
Is another's passing glare, its hardly there*

Shaban und Käptn Peng – Sein Name sei Peng

*...
Ich sage: „Alles klar“ und beginne auszusehen
Als wär das nicht genug beginn ich auch noch aufzustehen
Ich seh erst ein auszusehen wenn das meine Augen sehen
Ich nehme mein Gesicht beginne meine Augen rauszumehmen
Ich und mein Gesicht beginnen gemeinsam raus zu gehen
– Ach guck mal ein Gesicht –
Es beginnt mir aufzugehen dass ich nun aussehe
Doch ich will das nicht einsehen
Aussehen ist Scheiße
Ich werde daran eingehen
Ich beschwere mich doch niemand weiß was ich meine
Ich steh komisch da wie ein Flamingo ohne Beine
Jemand sagt: „Hey bitte, wie sehen Sie denn aus?“
Ich werfe meine Augen weg und nehme seine raus
Ich betrachte mich durch sie und verstehe sofort
Von außen seh ich aus wie ein lebendes Wort
Ich formulier mich um und beginne zu heißen
Denn Sprache ist in dieser Welt die Waffe der Weisen*

*Bitte nehmen Sie eine Identität an
Nehmen Sie eine Identität an
Bitte nehmen Sie eine Identität an*

Anonymität ist die Maske von Tätern

...